

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 49

Artikel: Die Hirten von Rocca [Fortsetzung]
Autor: Renker, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

6. Fortsetzung

„Und diese Steine habe ich aus dem Geröll gegrübelt. Jetzt bin ich eben daran, sie zu bestimmen. Wollt Ihr mir helfen?“

„Später, Beni, ich habe jetzt Wichtiges mit Euch zu besprechen. Was haltet Ihr vom Wetter?“

Er ließ die Mitter in die Ritze gleiten und öffnete das Fenster. Lange sah er nach Ost und West, nach den nördlich wehenden Nebeln und schnupperte dazu mit der Nase.

„Schneeluft! Es hat tief herabgeschneit. Auf Saletto werden sie das Vieh im Stall halten müssen und Heu füttern. Aber es ändert — es wird gut.“

„Dann möchte ich morgen mit Euch zu Berg. Ich will Euch von Almen freibitten.“

Er sah wehmütig an seiner verhugelten Gestalt nieder. „Der Schuppli hat mir erzählt, daß aus Euch ein famoser Bergsteiger geworden ist. Ihr habt den Passo Ciatif überschritten wie eine Gemse. Da komme ich nicht mit.“

„Ich will keine großartige Kletterpartie machen. Ich will Euch nur zur Seite haben, weil Ihr diese Berge kennt. Damit ich mich nicht verlaufe.“

„Wenn Ihr nicht arge Wände begeht, diene ich Euch gerne. Die Berge kenne ich. Ach, was war ich einmal . . .“ er schwieg und sah wieder an sich hinab. Ein leises Malmen der Zähne hatte ich gehört. Ich wußte, an wen er dachte.

„Zu Gian Badrutt will ich.“

Er erregte sich nicht, fuhr nicht auf. Zum Fenster schritt er und entzündete seine Pfeife. Endlich sagte er ruhig: „Ihr wißt genau, was das bedeutet. Ich brauch's Euch nicht zu sagen.“

„Ich weiß es und fürchte mich nicht. Aber Ihr müßt mir versprechen, Beni, wenn wir ihn finden, Euren Haß in Euch zu zwingen. Werdet Ihr das können?“

„Euch zuliebe schon“, sagte er mit klarem Blick. „Darum habet keinen Kummer. Aber . . .“

Wieder sah er ehrlich und offen zu mir auf. „Die Nina Pa-
„Was aber?“

Wieder sah er ehrlich und offen zu mir auf. „Die Nina Pa-
aber das ganze Dorf spricht davon.“

„Das kann ich mir denken.“

„Aber er —“ seine Hand deutete dorthin, wo hinter Wolken die Bergine stand — „er weiß es auch.“

„Deshalb will ich zu ihm.“

Lange schwieg der Senn, zerdrückte nachdenklich Tabakskrümel, die auf dem Fensterbrett lagen.

„Beni“, sagte ich herzlich, „Ihr seid mir ein lieber Freund geworden, der einzige, den ich hier habe. Ich sage Euch's: Nina Badrutt und ich haben uns einander angelobt.“

Noch immer stand er unbeweglich am Fenster. „Oh, mein Gott, Herr Pfarrer!“ sprach er leise. „Wie soll das nun werden?“

„Versteht Ihr, daß ich zu Badrutt muß?“

Er nickte. Unerwartet schnellte er herum, ergriff meine beiden Hände: „Ich verstehe es. Und ich verstehe auch, daß der Beni mit Euch muß. Es ginge gar nicht anders. Nur, ob wir . . .“, er murmelte etwas. „Morgen früh um fünf“, setzte er rasch hinzu.

Ja, Pfarrer von Rocca, das wird ein ernster Weg. Aber mit dir geht die Treue.

* * *

So sind wir ausgegangen, und anders sind wir heimgekommen.

Der Tag, in den wir hinausritten, war leicht, gleich einem tänzerischen Lied. Nordwind hatte die Wolken fortgejagt, nur um die Bergine war ein grauer Ring geflochten, der sich hob und senkte wie ein atmender Schlangenkörper. Der Neuschnee warf unermessliche Lichtfülle aus, wir mußten die dunklen Brillen anlegen, um die Augen nicht zu gefährden. Von den Gratzacken wehten weiße Fahnen, das sah festlich und froh aus. Beni meinte, es wäre weniger festlich, wenn wir da oben stünden, denn das sei der Sturm, der mit dem Pulverschnee um die Wette jage. Einmal hob sich ein solches Flattern höher auf, wuchs und dehnte sich. Auf dem Gipfel der Bergine stand eine ungeheure Gestalt, winkte mit den Armen und versank wieder.

Wir waren etwas oberhalb der Todmatte, als wir das Phantom sahen. Beni war stehen geblieben, schüttelte den Kopf und brummte etwas. Dann fragte er, ob ich wohl unbedingt heute den Gang tun müsse. Nun ja, da sei eben nichts zu ändern, und er sei gewiß nicht abergläubisch.

Er war's aber doch. Denn, so erklärte er mir beim Weitergehen, was wir eben gesehen hätten, sei Frau Gura gewesen, die Eiskönigin. Wer sie erschäue, dem drohe Unglück. „Natürlich“, setzte er hastig hinzu, „ist das Unfinn, es ist eine zufällig vom Wind geformte Schneestaubwolke.“

In ihm schritt das Kind dieser düsteren, von dunklen Sägen durchschauerten Landschaft mit dem wissensdurstigen Mann, der sich aus eigenem Fleiß zu erstaunlicher Kenntnis der ihn umgebenden Natur emporgeschafft hatte.

Wie töricht ist der überhebliche Materialismus, der in den Bergen nur geologische Gebilde, im geheimnisvollen Ozean nur H₂O mit verschiedenen chemischen Inzredienten sieht! Ich bin doch ein Kind der klugen nüchternen Stadt — aber auch über mir zitterten die Schauer des unvorstellbar Lebendigen dieser anscheinend toten Welt. Das Auftauchen der Eiskönigin Gura hatte über das Beuchten des Neuschnees einen Schleier geworfen, es war, als wenn in einem hellen Durafford plötzlich ein fremder Ton vom gruselnden Tremolo eines Kontrabasses klingt.

Wir sahen kein lebendes Wesen auf unserem Weg, nur weit oben, sonnennah, kreifte ein Adler. Sie und da erscholl Rauschen. Schürfen und Klatschen, über die Wände stäubte fließendes Silber — die Wärme lockerte den Schnee, und kleine Lauen fuhren nieder.

Ich war mir bewußt, daß wir in das Reich des Gian Badrutt eindrangen. Die Todmatte lag schon tief unter uns, längst hatte für mich Neuland begonnen. Es war lockend und von eisiger Schönheit — der silberglänzende, glasstarre Herrschersaal eines stahlharten Königs. Vielleicht wäre mir doch banane geworden, wenn ich nicht gewußt hätte, daß in dieser Dede ein Herz im Gleichklang mit meinem schlug.

Wir wandten uns unter den Wänden, welche vom Verbindungsgrat zwischen Bergine und Passo Giatif kamen, nach links, wo zwischen nahtriefenden Felsen eine schattige Schlucht emporleitete. Als wir zu einem letzten Blick auf Rocca haltmachten, riß mir Beni plötzlich den Feldstecher aus der Hand und spiegelte lange gegen den Ostpfiler des Berges. Ich sah es auch mit freiem Auge: dort ging ein Mensch. Schon hoch über dem Karboden schritt er, sich scharf vom Schnee abhebend, bergan. Dort, wo nachts die Schmuggler gingen.

„Es wird ein Hirt sein, der nach dem Unwetter zu den frei am Berg lebenden Schafen sehen will.“

„Schon möglich!“ Beni guckte noch immer. Aber es war nichts mehr zu gucken. Der Mann war mit einemmal verschwunden. Dort war keine Falte, kein Graben — er konnte sich nur hinter einem Stein geduckt haben. Wie er auf dem Schnee sichtbar war, so waren wir es auch.

Schweigend setzten wir unsern Weg fort. Nun war auch die Sonne nicht mehr da, aus der Schlucht wehte Moderfalte. Wir sprachen nicht, tappten dahin wie Kinder, die auf verbotenen Wegen gehen.

Die Schlucht verengte sich, schwang sich als dunkles Rohr steil zu einer Scharte auf, wo wieder Licht und tausendfaches Funkeln der Schneekristalle war. Den letzten Teil des Anstieges hasteten wir, als ob uns ein Grauen im Nacken säße. Keuchend langten wir in der Scharte an — ich warf Pickel und Hut hin.

„Beni, so geht das nicht weiter. Wir schweigen uns beide in die höllischste Angst hinein.“

„Ja“, gab er kurz zu. Mit dem Feldstecher suchte er wieder die Umgebung ab — sie war uns neu, nur geahnt hatte ich sie vom Gipfel des Monte Croce aus. Da oben zogen die beiden Grate nieder, dazwischen war der Firn eingebettet, den mir Schuppli gewiesen hatte. Rechts an der Kante mußte der Schlupfwinkel Badrutts liegen. Das alles schien nah, war aber doch noch ein gutes Stück Weges entfernt.

„Wißt Ihr, Beni“, rief ich erregt, „daß ich mich wegen des Mannes von vorhin gar nicht forge?“ Er setzte das Glas ab, sah mich erstaunt an. „Nein, gar nicht! Zugegeben, es ist einer von der Bande. Hat unseren Fortgang bemerkt, folgt uns und will uns auf einem ihm bekannten Weg überholen.“

„Genau das denke ich auch. Ich wollte Euch nur nicht bange machen.“

„Bange machen!“ Ich lachte laut, nur um dieses gräßliche Angstschweigen zu verjagen. „Was kümmert mich der Knecht, wenn ich zum Herrn will? Ich muß mit Badrutt sprechen — glaubt Ihr, daß der seine Geschäfte von seinen Kreaturen führen läßt? Wir müssen nur bei ihm sein, bevor der Kerl anlangt.“

Ich nahm meine Sachen wieder auf und begann mächtig voranzuschreiten. Dem einen Ziel zu, das für mich nicht Gian Badrutt, sondern Nina hieß. Wenn mir Schuppli die Lage des Wohnplatzes nicht so genau erklärt hätte — von selbst hätte ich die Richtung bald verloren. Die Felsen verschoben sich, wechselten in unaufhörlich neuen Bildern, das zielleitende Firnfeld war bald von Graten und Rampen verdeckt. Aber ich hatte mir ein Türmlein, das über dem Schnee ins Blaue ragte, gemerkt und hielt mich streng in dieser Richtung. Ueber kleine Wände, flaumschneeverhüllte Bänder, durch kurze Rinnen und Ramine ging es. Als ich mich einmal umwandte, war Beni tief unter mir und mühte sich meinen Spuren nach.

Da wartete ich, half ihm über das letzte, etwas steile Abfänglein. Er war mir nicht böse, lächelte nur. Vielleicht war er in seinen jungen Tagen auch einmal einem Menschenkind der anderen Art so zugestimmt.

„Nun loset, Beni!“ sagte ich, und mir war schon heller und freier zumute. „Jetzt will ich etwas tun — will tüchtig rufen und schreien.“ „Schreien — hier?“

„Ja, eben hier. Er soll wissen, daß ich komme. Und — noch jemand soll es wissen.“

Er schüttelte den Kopf über solche Narrheit, blickte immer wieder besorgt zur Höhe auf. Und wenn oben ein Stein eisbefreit niederknatterte, zuckte er zusammen.

„Nein, Beni! Ich glaube nicht an so grobe Mittel. Und jetzt — — —“

Gellend durchschnitt mein Ruf die Stille. Den Ruf der tosenden Wolkenreiterinnen, das Hotohoto der Walfüren schmettete ich in die Stille. Die uralten Berge, die hier nur heimliches Schleichen und scheues Gleiten weichbefohlter Füße gewöhnt waren, schienen erstaunt zu rumoren und zu wispern. Als schwingende Welle ging das Echo von Wand zu Wand, griff fest hinaus zu den wehenden Standarten des aufgewirbelten Schnees und weckte ewig verpanzerte Geheimnisse.

Ich aber rief — alles Grauen und Gespenstern rief ich mir von der Seele, und die ewige Sehnsucht nach Weib und Liebe sang mein Schrei in die Berge.

Es war freier um uns, die Grate sanken zurück, der vorhängende Wulst des Firnes war sichtbar, unter ihm jenes Schuttband, das jetzt weiß überstäubt war. Wie ein Stirnband aus Seide lag es dem dunklen Stein angeschmiegt, über den glucksend und plätschernd Schmelzwasser niederträufte.

Da war es — ein harter Griff um meinen Arm. „Herr Pfarrer — dort — dort oben!“ Benis Stimme klang heiser.

Ein Zacken ragte aus der Wand, auf seiner Spitze stand bewegungslos ein Mann.

Er mochte von uns etwa dreihundert Meter entfernt sein, aber dennoch schien er überlebensgroß, sich schwarz und drohend vom Himmel abhebend.

Er hatte die Arme verschränkt, stand unbeweglich über der Tiefe, nur sein weiter Radmantel wehte im Winde.

„Das — das ist er“, behte Beni. Ich weiß nicht, ob es Angst oder Haß war, was seine Zunge fesselte.

Auch wir standen lange Zeit unbeweglich auf unseren Plätzen gebannt. Wir starrten einander an: der große finstere Mann, der wie ein Berggeist aus dem Stein zu wachsen schien, und wir zwei Borwizige, die lärmend in sein Reich gedrungen waren. Ein Gedanke befreite mich aus dieser Starre: es ist ihr Vater.

„Beni, so können wir nicht ewig stehen. Kommt!“

„Geht allein — ich warte hier!“ stieß er hervor.

„Habt Ihr Angst?“

„Dann ließe ich Euch nicht allein gehen. Nein — wenn er gewollt hätte, dann hätte er uns aufhalten können. Er scheint Euch zu erwarten. Aber ich . . .“

Ich blickte in ein verzerrtes Gesicht. „Beni, Ihr habt mir versprochen“, mahnte ich.

„Schon gut. Ich gehe.“

Der oben mußte ja gehört haben, daß wir sprachen. Vielleicht sogar hatte er, da der Wind zu ihm ging, unsere Worte verstanden. Er hatte sich nicht gerührt.

Wir gingen weiter, betraten das Band. Einige Minuten lang entzog uns ein Felsbuckel die Gestalt. Wir bogen um die Kante — da stand er fünf Schritte vor uns. Das also ist Gian Badrutt!

Das Riesenhafte seiner Erscheinung liegt nicht allein in der ragenden Höhe seines Körpers, sondern in der Ausgleichung aller Formen, in einer düsterschönen Harmonie des Ganzen. Auf dem mächtigen Leib sitzt ein prachtvoller Herrscherkopf — vielleicht trugen die Condottieri des Cinquecento solche Schädel mit wallenden, nachtschwarzen Haaren und Augen, die aus tiefen Höhlen leuchten. Unter dem herrisch vorgeschobenen Kinn stand ein kurzer Knebelbart. Tiefbraun war das Gesicht bis zu der Grenze der hochsteigenden Stirne. Der Mann trug wohl nie einen Hut.

Als er mich, noch immer statuenstarr, von oben herab anblickte, hatte ich die Vorstellung eines schwarzen Sumatrapanthers, der auf einem Ast lauert. Aus seinen ersten Worten sprach schon der Herr der Höhen: „Sind Ihnen die Berge noch so fremd, daß Sie Ihre kleine Menschlichkeit durch Schreien und Johlen in Geltung setzen wollen?“ Er machte mit dem Arm eine weitausschwingende Bewegung, als wenn er die ungeheure Schöpfungsgröße der schweigenden Gebilde andeuten wollte. Er sprach ein farblos klares Deutsch ohne jede mundartliche Fä-

bung, seine Stimme war tief, von der Resonanz des massigen Brustkastens schwingend.

Ich schüttelte den Kopf und trat näher.

„Ich verstehe“, setzte er hinzu, „Sie wollten Ihre Ankunft anzeigen. Es war nicht nötig. Ich habe Sie erwartet.“

Ich dachte, er würde mir die Hand reichen, aber er tat es nicht. Er sah an mir vorbei, sprang plötzlich mit einem federnden Satz, den ich diesem wuchtigen Körper nie zugetraut hätte, auf das Band und stand überragend vor Beni. In dessen Gesicht liefen Muskeln und Falten zuckend durcheinander, der Mund schloß und öffnete sich lautlos, aber allmählich wurde das haßverzerrte Spiel ruhiger, wie unter narkotischer Ergebung glätteten sich die Züge. Unverwandt waren Padrutts Augen auf das Gesicht des Männleins gerichtet gewesen; jetzt nickte er und wandte sich zu mir.

„Sie haben den Weg nach der Beschreibung des Herrn Schuppli gut gefunden. Ich gestehe Ihnen, daß sich noch nie ein gefährlicherer Gegner meiner Wohnung genahet hat als Sie.“

Ich verneigte mich leicht. „Ich nehme dieses Zugeständnis als Anerkennung. Aber ich erwarte, daß wir als gebildete und kultivierte Männer eine ruhige Aussprache führen können.“

Unwillig erwiderte er: „Ich bin nicht gebildet und kultiviert, Herr Pfarrer. Nicht in dem Sinne, wie Sie es meinen. Ich habe die Wildnis gewöhnt, weil ich einen Efel vor Ihrer Bildung, Kultur und Zivilisation hatte. Ich habe . . .“, er hielt den heißen Strom seines Bekenntens ein. Dieser Mann war rasch und leidenschaftlich in der Fülle der Gedanken, die ihn bedrängten mochten. Selbstbeherrschung und Verbergen seines Innern schien er nicht zu kennen. „Ich hätte Ihre Wege“, fuhr er ruhiger fort, „hundertmal sperren können.“

„Durch Gewalt“, warf ich ein.

Er lächelte spöttisch. „Gewalt? Betrachten Sie mich nicht als Individuum, das einmal geboren und standesamtlich registriert wurde, sondern als Symbol dieser Berge, der Natur. Ist die Natur sanft und zart, wenn sie Lawinen und Wildwässer zu Tal schickt?“

„Ich lehne es ab, Herr Padrutt, Sie über dem Meer der Menschheit in irgendeiner metaphysischen Höhe zu betrachten. Und deshalb kann ich Ihnen Mittel sinnloser Gewalt nicht zugestehen.“

„Glauben Sie, daß ich mich darum kümmere, was Sie mir zugestehen?“

Ich zuckte die Achseln. „Diese akademischen Erörterungen haben wenig Zweck. Ich bin nun einmal da.“ Und dann tat ich etwas, das gewagt war, vielleicht kühnes Spiel mit einer einzigen Karte: ich ging an ihm vorbei, um die Ecke, hinter der ich seine Behausung wußte. Er hielt mich nicht auf. Beni aber lachte — sein ganzer Grimm machte sich in dem Auflachen Luft.

Padrutts Stimme grollte den Namen des Knechtes, aber ich rief, leicht hin zurückblickend? „Kommt, Beni!“

Der verkrüppelte Julien hatte eine Niederlage dessen erlebt, der ihn zuschanden geschlagen hatte. Das tat ihm wohl. Ehe sich Padrutt aus seinem Staunen lösen konnte, wischte Beni an ihm vorbei und mir nach. Hinter uns kamen die schweren Schritte des Mannes.

Eine tiefe Einbuchtung tat sich auf, in ihrem innersten Winkel war unter einem vorspringenden Balken (überhängender Fels, Höhlung) ein Mauerwerk mit zwei Fenstern und einer Türe. Das Gemäuer war alt, an schadhafte Stellen frisch ausgebessert worden. Anlässlich einer Reise durch die Dolomiten hatte ich solche Höhlenwohnungen oft gesehen, alte Kriegerunterstände, Felsenkeller in irgendeiner Wand gegen Sicht durch den Feind geschützt. Bei Cortina d'Ampezzo hatte man gegen Entgelt zugunsten der Kriegswaisen einen vollständig erhaltenen und teilweise rekonstruierten Offiziersunterstand besichtigen können. Er schien mir heimelig und wohllich, jedenfalls hundertmal verlockender als die Elendsquartiere mancher Großstädte. Ringsum leuchteten die Berge, und an den Felsen blühten ihre scheuen Blumenkinder. Aus leeren Granatenhüllen quollen Nesselstöcke, und Wege zogen sich zur stacheldrächtigen Front auf den Graten

empor. Hier gab es keine leeren Granatenhüllen, hier war kein Krieg, sondern nur vorschauende Bereitschaft gewesen, für den Fall, daß die Mittelmächte nach Ueberrennen der Schweiz hier angreifen würden. Die Grenztruppen, die hier weit vom Leiden der Front gelegen waren, hatten wahrscheinlich ein behagliches Leben geführt. In eine ihrer verlassensten Kavernen war Gian Padrutt gekrochen wie der Einsiedlertrebs in die leere Schnefenschale.

Blumen waren auch hier, vor den Fenstern aber rotgestreifte Gardinen. Ein langes Ofenrohr reckte sich aus der Mauer, weit hinaus und die Wand hinauf, die dort eine Strecke lang rußgeschwärzt war.

Ich stand still im Vorgefühl eines jauchzenden Wiedersehens. Da kam es wie Märchenklang zu mir — feierlich aufwachsend, sehnüchsig in die menschenferne Dede schwebend das Lied der leidvollsten Menschennähe: das Vorspiel zu „Tristan und Isolde“. Ich wußte natürlich sofort, was das war. Aber diese Musik, das Rauschen eines großen Orchesters, fern von hier in irgendeiner Stadt Europas, von den Aetherwellen hierher getragen, erschütterte mich so, daß ich nur zaghaft näher schritt und zur Türschwelle griff. Gian Padrutts Hand schob sich mir vor, er öffnete die Türe. Schweigend bedeutete er mir, einzutreten.

Beni zeigte fein aus dem Herzen kommendes Feingefühl; er blieb draußen, setzte sich vor die Hütte und entzündete gelassen seine Pfeife.

Die Türe führte in einen Küchenraum, zu beiden Seiten ging es in Stuben. Aus der rechten, deren Türe offen stand, kam die Musik. Die Sonne fiel breit in das Gemach und beleuchtete schwarzes Haar über sinnend gebeugten Kopf.

Da standen wir einander gegenüber und — waren allein. Gian Padrutt war in der Küche geblieben. Als ich Ninas Arme um meinen Hals fühlte, ihr schluchzendes „Bist du endlich da?“ hörte, zog ein Schatten von Mißtrauen durch mich. Was bezweckte Gian Padrutt? Warum ließ er uns allein? Wir sprachen und lachten durcheinander in törichtliebem Sehnsuchtsversichern. Und das Lied der Liebe klang neben uns weiter, jauchzte auf in betörendem Sang der Geigen. Da griff Ninas kleine Hand zur Seite, drehte an einer Schraube des Apparates, und es wurde still.

„Warum?“ fragte ich. „So lange habe ich kein Orchester mehr gehört.“

„Jetzt kommt der Sturz aus der Höhe, Johannes. Du weißt doch! Der Fall ins Nichts, ins Nirwana. Ich bin nicht schopenhauerisch aufgelegt — du bist endlich da, und ich glaube, daß alles gut wird.“

Sie war wie ein Kind, das in einen rosigen Nebel hineintänzelt. Ich wollte ihren Glauben nicht zerstören, trotzdem mir gerade deshalb bange war, weil uns Gian Padrutt scheinbar den Weg freigemacht hatte. Ich fuhr ihr kosennd über das Haar und fragte Belangloses

„Das kommt aus München“, erklärte sie eifrig. „Es ist ein prächtiger Apparat, Vater hat mich damit überrascht, als ich zu ihm kam. Du machst dir keinen Begriff, wie wundervoll rein man in dieser Höhe hört. Warte, ich will dir einige Stationen zeigen . . .“, sie griff wieder an den Apparat.

„Nicht doch, Liebes. Später vielleicht. Ich muß zuerst mit deinem Vater ins Klare kommen.“

„Das wird leicht sein“, meinte sie sorglos. „Er ist nicht so schlimm. Er ist wie ein Bär, den man fraulen muß. Dann brummt er gemüthlich.“

„Hast du schon einmal versucht, einen Bär zu fraulen?“

„Ach du! Du weißt schon, wie ich es meine. Sag, wie gefällt dir mein Vater?“ Ihre Augen leuchteten, und der Stolz der Liebe strahlte aus ihrem süßen Gesicht.

Was sollte ich sagen? „Er ist gewaltig und groß. Man hat die Empfindung, daß dieser Mann zu Außerordentlichem berufen sei und bedauert es, daß er sich hier in der Einsamkeit vergräbt.“

„Nicht wahr? Das sage ich auch. Aber er meint nun einmal, das sei seine Weltanschauung, und ihm liege nichts daran, für das Gefindel in der Tiefe etwas zu leisten.“

„Wenn alle Menschen, in denen Großes auf Entfaltung wartete, das gesagt hätten, dann stünde das Gefindel, wie der Vater sagt, heute noch auf der Stufe der Armen. Und, Nina, das Gefindel ist gut, ich glaube daran. Trotz Kriegen, Geheimverträgen, trotz Diplomaten, Politikern und Rüstungsindustrie.“

„Ich glaube es ja auch. Aber Vater — nun, du wirst selbst hören.“ Wir traten in den Küchenraum, ins Freie. Beni saß noch immer auf seinem Felsenerker und nebelte, aber Gian Padrutt war nicht da.

„Dorthin ist er gegangen“, deutete er mit der Pfeife gegen Süden, nachdem er Nina höflich begrüßt hatte. „Ganz plötzlich ist er dort verschwunden. Als wenn er was gehört oder gesehen hätte.“

Fortsetzung folgt.

Daniel Pfund

Erzählung von Alfred Hugenberg.

Daniel Pfund hätte in der Folge noch mehrmals Gelegenheit gehabt, vom Kalkader wegzukommen.

Der eine bot ihm mehr Lohn an; der andere meinte, so gut wie beim Bani lebe man bei ihm daheim auch.

Aber Daniel ließ ein Jahr nach dem andern vorbeigehen; es paßte ihm nie. Wenn es Frühling war, sagte er, so etwas würde sich schlecht schicken; jetzt, da die Arbeit auf allen vieren daher komme. Wenn's auf den Winter ging, meinte er, es wäre nun doch dumm, wenn ein anderer im warmen Stall hantieren und das schöne Heu und Emd verfüttern dürfte, nachdem es ihn so viel Schweiß gekostet, bis die letzte Handvoll gutgewittert unter Dach und Rasen gekommen sei. Dann wieder wollte er noch erst sehen, wie sich die neuen Aepfelsorten machen würden, die er im Baumgarten auf zwei halbgewachsene Bäume gepropft.

Selbst als ihm der Verwalter auf Schloß Steineren die Stelle eines Meisternachbarns anbot, brachte er's nicht übers Herz, zuzusagen. Heinrich Leubli machte ihm deshalb nachher Vorstellungen. Da gab ihm Daniel bestimmt zum Bescheid: „So lang die Giesi im Stall steht, kann ich nicht weg. Sie ist jetzt alt, und man muß viel Geduld mit ihr haben, besonders im Füttern; wegen den Zähnen. Ausladen darf man auch nicht mehr wie früher, und wenn nun da so ein Kamel sie in die Hände bekäme, müßte sie für alles, was sie geschafft hat, noch krummes Luder heißen.“

Einmal, er mochte damals etwa fünfunddreißig zählen, saß Daniel an einem Sonntagnachmittag im oberen Kerstehof in der „Ilge“. Da setzte sich der Ilgenwirt zu ihm:

„Du, Daniel — diesmal wüßte ich dir einen Schick! Du glaubst nicht, wer nach dir gefragt hat: des Rüblibauern Sophie! Ob du nicht vielleicht den Platz wechseln würdest? Sie sollten notwendig so einen soliden, braven Knecht haben, dem man alles überlassen könnte.“ Er zwinkerte lustig mit den Augen: „Versteh mich wohl: dem man alles überlassen könnte! — Daß die Sophie mit der Zeit auch gern heiratspeln würde, das kann ihr niemand verargen. hm — da wäre ja dann gut helfen, hääh! Wie einen Erdapfel bekämst du sie! Was könnte der Alte nachher machen? Und ich sag dir: der steht gut!“

Daniel hob die Achseln ein wenig.

„Die Sophie gefällt mir nicht.“

„Du hast sie nur von außen gesehen.“

„Und nicht nur wegen dem. Es schickt sich mir nicht. Ich fang mit dem Weibervolk nicht zweimal an.“

Der Ilgenwirt drehte sich halbwegs um und lachte laut heraus.

„Was? Wegen einer Grille eine solche Gelegenheit verpassen? Besinn dich eh! Eine Frau ist eine hübsche Sache im Hause.“

Aber Daniel schüttelte den Kopf. „Es schickt sich mir nicht. Auch wenn das andere nicht wäre. Der Bani ist wieder ganz schlecht zu weg und die Meisterin hat auch schon zu viel geschafft. Der Gottlieb macht jetzt am Heiraten herum und ist am Sonntag nie daheim. Da muß doch jemand zur Sache sehen.“

Der Wirt stand auf und lief von ihm weg. „Dir ist nicht zu helfen. Du bist halt so einer.“

„Ja, so einer bin ich“, bestätigte Daniel lachend.

Im gleichen Jahre, da Gottlieb die Lina Steger vom untern Kerstehof heimgeführt hatte, legte sich Bani, der Meister, hin und starb. Kaum vier Wochen darauf folgte ihr Frau Babette. Sie legte es Daniel noch auf dem Todsbette ans Herz, doch ja noch ein paar Jährchen auf dem Kalkader zu bleiben. Wenigstens bis die Kinder ein wenig entronnen seien, von denen das erste noch nicht geboren war. Er sei nun so an alles und an alle gewöhnt. Auch habe der Gottlieb ja noch nicht säen gelernt, weil er, Daniel, das jetzt immer gemacht habe. Dazu komme der Bub in die Aemter, wie man sehe, mehr als recht sei.

Daniel hatte das Wasser in den Augen.

„Da könnt Ihr ganz ruhig sein“, sagte er. „Ich wäre jetzt vielleicht ein Lotter, wenn Ihr nicht gewesen wäret; damals in der Kerstengel. Vorläufig und bis auf weiteres denke ich nicht ans Fortgehen. Es müßte schon etwas ganz Besonderes vorfallen.“

Aber es fiel nichts Besonderes vor. Daniel blieb Knecht beim Bani-Gottlieb; viele Leute wußten nicht einmal mehr, daß er nicht zur Familie gehöre; denn Gottlieb sagte nach wie vor „unser Daniel“ und duzte ihn, obschon ihn Daniel seit dem Todestage Bani's beharrlich mit „Ihr“ anredete. Das gehe nicht anders, sagte der; man müsse doch wissen, wer Meister sei.

Als ihn der Traubenwirt einmal fragte, ob er denn mit dem Bani einen ewigen Akkord abgeschlossen habe, meinte er gelassen, das Fremdsein bekomme ihm nicht gut; er mache da zu viele Stiefel kaput.

Daniel rechnete es sich als große Ehre an, Gottliebs ersten Buben aus der Taufe heben zu dürfen. Er bewegte sich steif in seinem schwarzen Kleide und trug den unvermeidlichen Zylinder mit Würde und Stolz.

Die Gotte!, Frau Linas jüngere Schwester Justine, sagte nach dem Taufmahl scherzend, sie müsse eigentlich schon bekennen, daß ihr der Götti etwas zu alt sei.

Daniel meinte dagegen, zur Not tue er's schon noch; und er sei wirklich noch nie so froh gewesen über seine Bestandtheit, wie eben heute. Denn mit seinem angeborenen Fehler müsse er halt rechnen: um ein hübsches Mädchen komme er nie herum.

„Ja, guckt mich nur an“, fuhr er ganz ernsthaft weiter, als sie ihm einen ungläubig schelmischen Blick von der Seite her gab. „Guckt mich nur an, das paßt mir gerade. Halt weil man gar nie weiß, was so ein junges Ding mit den Augen meint. Da habe ich nachher wieder eine ganze Woche lang daran zu studieren. Und wenn der Hund alt ist, liegt er erst recht gern in der Sonne.“

Das Mädchen mußte hell herauslachen. Jetzt habe sie gemeint, er sei immer ganz von Holz gewesen, und nun könne er ja schwindeln wie der erste beste Schwerenöter. Wenn er halt zwanzig Jahre jünger wäre, wollte sie ihm für seine Schelmerei einen Kuß geben.

Daniel gab zu verstehen, daß er seinerseits sich aus dem Altersunterschied nichts machen würde. Und in guter Laune

1) Taufpatin.